

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 2 (1908)
Heft: 12

Artikel: Heidenmission
Autor: Hartmann, B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-131786>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bare, auch materielle Wirklichkeit werde. Ja, wir dürfen es hoffen, daß uns noch einmal wieder die alte, hohe Weihnachtsfreude aufgehen, daß noch einmal die Welt auslaufen, in Glück erzittern werde ob der neu verstandenen, vielleicht durch Gottes Gabe besser noch als früher verstandenen guten Botschaft: „Gott kommt, Gott ist da!“ L. Nagaz.

Heidenmission.

Für die überzeugten Anhänger der Heidenmission schreiben wir nicht. Am allerwenigsten für diejenigen, welche aus Anhängern Kenner des Werks geworden sind. Sie brauchen uns nicht und kennen ihre Missionszeitschriften, die weit besser orientieren, als wir es können.

Anders steht's mit den Zweifelnden und unsicher Schwankenden, die erst nach dem festen Punkt zur Beurteilung der Heidenmission suchen. Sie finden in den Missionszeitschriften wohl eine Menge von Details, in neuerer Zeit oft Artikel von bedeutendem wissenschaftlichem Wert, weit seltener aber ein liebevolles Eingehen auf ihre eigenen Gedanken und Bedenken. Nicht selten steht man beim Lesen von Missionschriften und Traktaten unter dem Eindruck: diese Leute reden mit großem Eifer und rührender Liebe von denen, die „noch ferne sind“ vom Christentum, recht klein ist aber leider Verständnis und Rücksicht denen gegenüber, die in der Heimat noch ferne sind vom Missionsgedanken und noch wenig gespürt haben von der Wucht der Missionsverpflichtung.

Wir wollen nicht einen Vorwurf daraus ableiten. Die Leute, die in den letzten zweihundert Jahren trotz vielen Widerspruchs und hämischer Kritik von Seite ihrer Mitchristen den Missionsgedanken vertreten haben, verdienen sicher weit mehr Ehrfurcht als Vorwürfe. Und wenn sie da und dort fast in seltenhafter Weise sich zu ziemlich exklusiven Missionsgemeinden und Missionskirchen zusammengeschlossen haben, so ist's zum guten Teil eben die Schuld derer, die ihnen stumpfe Gleichgültigkeit entgegenbringen und ihre heilige Glaubenssache ein Pietistenwerk nannten. Es darf aber nicht so bleiben, und es wird Entgegenkommen von beiden Seiten brauchen zur Überwindung dieses Zustandes. Auch damit ist's nicht getan, daß man der Pietistenmission eine freisinnige gegenüberstellt. Das Entgegenkommen wird aber da anfangen müssen, wo am meisten gefehlt worden, d. h. bei denen, die Jahrzehnte lang stumpf geblieben waren für das größte Glaubenswerk unserer Zeit.

Man fürchte nun aber nicht, daß wir zu viel verlangen. Es handelt sich bei diesem Entgegenkommen um das denkbar Elementarste,

das nämlich, daß man sich die Mühe nähme, die bisherige Arbeit der Heidenmission wirklich kennen zu lernen. Wir hören so oft sprechen von den fast unüberwindlichen Schwierigkeiten und Problemen, in welche die Heidenmission hineinführe. Es sei ein Schaffen ohne Kalkulation u. s. w. Sind die Schwierigkeiten wirklich so groß? Gewiß sind sie groß, und je großartiger die Heidenmission in den letzten Jahrzehnten sich entwickelt hat, desto vielgestaltiger sind sie geworden. Aber unser persönliches Verhältnis zu dem Werk hängt zum kleinsten Teil daran. Wo wäre Luther einst hingekommen, wenn er damit hätte beginnen wollen, vorerst jedem einzelnen Fragezeichen seines Werkes nachzugehen? Und gegenüber den sozialen Fragen unserer Zeit gibt's ja nichts Billigeres, als sich zu verschanzen hinter Schwierigkeiten und allfällige Konsequenzen. Am allerbeschämendsten aber ist's, sich hinter Probleme zu flüchten, wo es sich um eine Sache handelt, wie die protestantische Heidenmission, d. h. ein Werk, das mittlerweile zweihundert Jahre alt geworden ist und sich bereits durch Berge von Hindernissen hindurch gearbeitet hat, ein Werk endlich, von dem eine so vorsichtige und jedem Rühmen im Innersten abgeneigte Missionsgesellschaft wie die Basler in ihrem neulichen Adventszirkular sagen konnte, es führe jährlich — wohl mit Einrechnung der katholischen Missionen — bei 150,000 Menschen dem Christentum zu. Wir brauchen gar nicht mehr den Glauben, der Berge versezt, ohne den das Werk nie begonnen worden wäre. Wir brauchen nur den viel leichteren Glauben, der sich an Gottes und der Menschen Taten in einer zweihundertjährigen Missionsgeschichte orientiert. Und was am meisten fehlt in all den Kreisen, die zur Stunde der Missionsarbeit gleichgültig oder gar feindlich gegenüberstehen, ist unseres Erachtens in erster Linie einfach die Kenntnis der Sache. Es ist beschämend genug, daß es bei uns noch kaum als Schande empfunden wird, die Missionsarbeit nicht oder nur ganz oberflächlich zu kennen. Liest man heute etwas vom glückseligen Dasein eines heidnischen Naturvolkes — man glaubt's, stößt man morgen in einem alten Schulbuch auf Seumes: „Ihr Wilden seid doch bessere Menschen“, oder auf eine Anpreisung der sittlichen Höhe des Buddhismus — man glaubt's, und tönt es am dritten Tage in einem Zeitungsblatt von politischen Umtrieben der Missionare in China oder Deutsch-Südwestafrika, so glaubt man's wieder, ohne lange zu forschen, woher die Rede kommt. Nicht minder oberflächlich wird geurteilt über Methode und Erfolg der Mission. Kaum daß man annähernd ein Bild besitzt von ihrer gegenwärtigen Ausdehnung. Wie schon gesagt, man schämt sich gar nicht, unwissend zu sein über ein Gebiet menschlicher Arbeit, das nachgerade unmeßbar groß geworden ist und durch die unerhörte koloniale Entwicklung der letzten Jahrzehnte uns anfängt auf den Leib zu rücken. Und doch wäre gerade hier Wissen gleichbedeutend mit Überzeugtwerden. Versuchen wir zuerst einmal das Allereinfachste; nehmen wir uns die Mühe, ein wenig einen Einblick zu bekommen in Motive, Umfang

und Art der Heidenmission, und das Resultat kann gar kein anderes sein, als daß wir beschämt dastehen, wo nicht überzeugt.

Es läßt sich ja nicht bestreiten, daß die Stimmung der Mission gegenüber sich neuerdings zum Bessern gewendet hat. Die scheußlichen Zustände im Kongostaat, die von mutigen Missionaren aufgedeckt wurden, in neuester Zeit auch öffentliche Anerkennung, welche die Missionare durch den deutschen Kolonialdirektor Dernburg erfuhrten, und verschiedenes anderes, was in den letzten Jahren gesprochen wurde, haben vielen zu denken gegeben. Dazwischen aber kommen immer wieder geringschätzige Worte von Kolonialaufleuten und — was oft am allermeisten verwirrt — oberflächlich-optimistische Schilderungen des Heidentums durch Weltbummler, die der Welt erzählen, was sie alles „gesehen“ hätten, und wir stehen verwirrt da. Warum verwirrt? Weil wir nie ernstlich in die Sache eingedrungen sind, vor allem gerade den zuverlässigsten und berufensten Beobachtern heidnischen Volkslebens nie ein Ohr geliehen haben — den Missionaren. Wir ahnen gar nicht, wie unglaublich wenig der Durchschnittseuropäer, der einige Jahre draußen in den Kolonien oder auch in China und Japan als Kaufmann oder Verwaltungsbeamter gestanden hat, den wirklichen Zustand dieser Völker kennt. Die Allerwenigsten unter diesen Leuten lernen ja nur die Volkssprache, und das Klima sowohl als der Zweck ihrer rein aufs materielle gerichteten Arbeit lassen sie trotz jahrelangem Aufenthalt oft kaum mit dem Volk in wirkliche Berührung kommen. Diese Leute sind einfach nicht kompetente Beurteiler — wobei wir natürlich einzelne Ausnahmen gelten lassen. Nur ganz wenige sind so in Volk und Sprache eingedrungen, wie der holländische Resident Dekker vor 50 Jahren (Multatuli). Der aber ist bekanntlich zum Resultat gekommen: „Aber der Savane wird mißhandelt.“

Genug davon. Es ist uns selbst bemühend, daß wir uns so lange dabei aufzuhalten müßten. Wir hätten nicht getan, wenn wir nicht wüßten, wie oft von wohldenkenden Leuten die Autorität irgend eines oberflächlichen Weltreisenden oder eines Kolonial-Kaufmanns gegen Notwendigkeit und Erfolg der Heidenmission ausgespielt wird. Nun wollen wir nicht sagen, daß der Missionar berufen sei, über den Erfolg seiner Arbeit ein unparteiisches Urteil abzugeben. Wir haben auch noch nie einen Missionar angetroffen, der nicht sehr zurückhaltend geworden wäre, wo dieses Thema angeschlagen wurde. Darauf werden wir später noch zu sprechen kommen. So viel aber muß uns einfach feststehen, daß das Volksleben heidnischer Völker von keinem Menschen sicherer beurteilt werden kann, als von dem, welchen weder eine zufällige Laune, noch wissenschaftliche Forschungszwecke, noch Geschäfts- und Handelsverbindungen in das Land führten, sondern eben das menschliche Interesse an dem Volk selbst und gerade an seinen geringsten und gedrücktesten Existenz. So kommen wir zum Alten zurück: Das höchste Mittel in unseren Tagen, um ein persönliches Verhältnis zur Mission zu gewinnen, ist nicht das theo-

retische Hin- und Herwälzen von Bedenken und Problemen, die wir der Sache entgegentragen, sondern das, was uns leider im Allgemeinen noch so sehr fehlt: Die Kenntnis der Missionsarbeit. Es heißt da für uns weit weniger: Herr, stärke mir den Glauben! als: Herr, gib mir den guten Willen, die Sache kennen zu lernen!

Doch weiter. Wir haben uns anheischig gemacht, unsern Lesern einige der Haupteinwände ins Licht zu rücken, die uns bewegen, wo uns die Missionssache entgegentritt. Alte Missionsfreunde werden erstaunt sein, wenn wir mit der Missionsverpflichtung beginnen. Sie kennen keine Diskussion darüber. Es ist ja klar und deutlich, was Jesus zu seinen Jüngern sprach: „Gehet hin in alle Welt und macht zu Jüngern alle Völker.“ Aber die Sache ist so einfach doch nicht, weder von ihrem noch von unserem Standpunkt aus. Gewiß, das wird ewig Geltung haben: Den ersten starken Impuls zu unserer protestantischen Heidenmission hat dieses Jesuswort gegeben, und Gott sei dank, daß es so war. Aber auf der einen Seite gilt, daß unsere Vorfahren in der Reformationszeit gewißlich bibelgläubige Christen waren und dennoch von diesem Wort nicht zur Heidenmission begeistert wurden. Von der andern Seite aber lassen wir uns ruhig sagen, es sei ja neuerdings sehr in Zweifel gezogen worden, ob wirklich Jesus diesen Missionsbefehl erlassen habe. Wir selbst glaubens, nach dem wir zeitweilig auch daran gezweifelt. Aber er hängt nicht dran. Das ist das Eigentümliche unserer gegenwärtigen Zeit, daß uns die Missionsverpflichtung nicht minder groß und überwältigend erscheint, ob Jesus selbst sie ausgesprochen hat oder nicht. Wir können ruhig jedem überlassen, wie er über Matth. 28, 19 und 20 denken will.

Wer die Missionsverpflichtung unserer Tage erfassen will, braucht nichts zu tun, als einen Blick zu werfen auf die riesenhafte Entwicklung des Handelsverkehrs und des Kolonialwesens. Wenn man übrigens genau zuschaut, kann man leicht erkennen, daß die protestantische Mission von ihren ersten Anfängen an diekehrseite der Kolonialpolitik war, auch zu Zeiten, da das enthusiastische Element in ihren Missionaren durchaus überwog. Ein weitschauender Politiker wie Cromwell hat den Gedanken unter den Ersten vertreten, und unter dem Schutz, ja auf die Veranlassung eines Kolonialmonarchen wie Friedrich IV. von Dänemark sind die ersten deutschen Missionare nach Ostindien gegangen (1706). Es liegt einfach im Wesen des wirklichen Protestantismus, den Pflichtenkreis ständig zu erweitern in dem Maß, als neue wirtschaftliche Aufgaben und Pläne auf der Bildfläche erscheinen.

Und nun die Wandlungen der letzten Jahrzehnte! Wir die wir uns selbst noch zur jüngeren Generation zählen, haben sie ja miterlebt. Was ist aus Afrika geworden seit Stanleys Reisen, die wir noch als Allerneuestes in Knabenbüchern verfolgten. Es ist buchstäblich aufgeteilt von den europäischen Staaten. Aber nicht nur das. Die wirtschaftliche Nutzbringung dieses aufgeteilten Riesenlandes schreitet

voran in fieberhafter Eile. 30 Jahre liegen zwischen uns und Stanley, und die kurze Spanne Zeit hat genügt, um in Afrika Handelsverbindungen zu schaffen, die eigentlich kein geographisches Hindernis mehr kennen. Man mache nun den Versuch, sich in die Lage der Völker zu versetzen, die dadurch erschlossen und fast mit einem Schlag in Verbindung gebracht wurden mit europäischem Wesen und Unwesen. Nun gehören wir keineswegs zu denen, die in sentimentalaler Unkenntnis dieser heidnischen Völker ihre politische Annexion durch Europa und ihre Aufrüttelung aus dem sogenannten stillen Frieden des Naturzustandes beklagen. Wir wissen zu gut, was schon allein die europäische Schutzherrschaft für die meisten dieser Stämme Gutes bringt. Frieden statt ewigen Stammesfehden, Gewöhnung an Arbeit statt Raub und Raubbau u. s. w. Aber wo kann irgend jemand im Ernst bezweifeln, daß hier, gerade in Afrika, Europa vor einer neuen sittlichen Aufgabe steht. Es ist schon oft genug gesagt worden: In den Kolonien entscheidet sich das Geschick der europäischen Staaten, wie einst das Schicksal Roms, in den Jahrhunderten nach Christi Geburt. Dies aber weit weniger in dem Sinn, wie sich die einzelnen Staaten um den Besitz ihrer Kolonien streiten werden, als vielmehr, wie sie sich ihrer sittlichen Aufgabe den Untertanenlanden gegenüber gewachsen zeigen werden. Das ist an und für sich nichts Neues. Bei einem Nachdenken erinnert man sich ja einmal ans alte Rom, so dann an den ungeheueren Bankrott der ersten europäischen Kolonialstaaten neuerer Zeit, voran Spanien und Portugal, mit einer gewissen Beschränkung müssen wir aber auch Dänemark und Holland hier nennen. Es war der Hauptsache nach eben ein sittlicher Bankrott. Man zeigte sich der Verantwortung gegenüber nicht gewachsen, die man für diese unterworfenen Völker auf sich trug.

Nur quantitativ ist die Aufgabe eine andere, vor der wir stehen. Man denke an Afrikas Ausdehnung. Von Asien ganz zu schweigen. So ungeheuer groß ist diese sittliche Aufgabe geworden, daß man mit Recht in den letzten Jahren von einer neuen Ära der Heidenmission geredet hat, wie sie in der christlichen Zeit höchstens einmal da war, vor 400 Jahren nach der Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Indien. Vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, hat man damals die Stimme der Zeit nicht gehört und eine Reihe von blühenden europäischen Ländern sind zu Grunde gegangen an — ihren Kolonien.

Sollen wir schildern, welch rücksichtslose Macht der Handel ist? Wir verzichten darauf. Wer's nicht weiß, mag den Max Havelaar des Holländers Dekker (Multatuli) lesen oder auch die Akten des Kongostaates, und wenn ihm diese Beispiele zu kräftig sind, mag er fragen, wie viele Fässer Branntwein von ersten deutschen Handelsfirmen in Kamerun jährlich importiert wurden, von Englands schnödem Opiumhandel mit China ganz zu schweigen. Wir werden wohl nie dazu kommen, den Handel im engeren Sinne zu versittlichen. Der

Berfasser dieses Aufsaſzes wenigſtens enthält ſich eines Urteils darüber, wie weit dies möglich ist. Es iſt ganz recht, wenn wir uns laut entrüſten über rücksichtsloſe Handelsgrundſätze, wie ſie am Kongo ſich blutig verewigt haben. Aber etwas anderes iſt unseres Erachtens noch besser. Das, daß wir uns klipp und klar ſagen: Hier muß ein Gegengewicht geschaffen werden, ſo wahr wir ſelbst etwas Höheres kennen, als Handelsverbindungen und Gelderwerb.

Draußen in den Kolonien und in all den noch nicht christianiſierten Ländern, mit denen wir Handelsverbindungen pflegen, entscheidet es ſich in künftigen Jahrzehnten, was die europäiſchen Völker der Gegenwart ſittlich find und was ihr Christentum noch wert iſt, keineswegs etwa nur in der ſozialen Krise der Heimat. Die haben vollkommen Recht, welche neuerdings ſagen: die Heidenmission iſt in ein neues, ungeahntes Stadium getreten. Sie iſt vollständig hinausgewachsen über das Stadium enthuſiaſtiſchen Christentums, das Berge verſetzt und ferne Länder erobert für Gott. Sie iſt zu einer Sache geworden, mit der die Völker Europas ſtehen und fallen. Vor fünfzig Jahren war es noch denkbar, daß ein Mensch mit christlicher Ueberzeugung diesem Werk kühl gegenüberſtand. Heute nicht mehr. Heute kanns nur noch eine Entſchuldigung geben: Nichtwissen und Gedankenlosigkeit. Wo der Kaufmann ſeinen Fuß hinſetzt, muß auch der Missionar hinkommen, ja wir müssen ſagen: wohl dem Lande, in dem der Missionar ſeine Arbeit beginnen konnte, ehe der Kaufmann kam und der Regierungsbeamte!

Wir ſprachen von „ſittlichen“ Aufgaben. Das mag den Anschein erregen, wir wünschten jenen Völkern und Ländern in erſter Linie den Import christlicher Sittlichkeit. Aber ich denke, wir brauchen uns nicht des Breiten darüber ausſprechen, daß wir eine ſolche Sittlichkeit für absolut untrennbar halten von unſerer Religion, von dem Gottesglauben, den wir durch Jesus Christus haben. Das führt uns einen Schritt weiter. Es iſt je und je Zweifel daran geäußert worden, daß die christliche Religion überhaupt für alle Völker der höchste Ausdruck der Gottesfreude und der Sittlichkeit ſein könne. Diese Zweifel können sehr theoretisch ſein. Wer hinter dem Ofen ſitzt, kann ja unsicher werden an allem. Und es iſt auch bezeichnend — wir ſprechen aus eigener Erfahrung — daß die theoretischen Zweifel an der Universalität unſeres Christenglaubens ſtets am meiſten denen aufſteigen, die am wenigsten Fühlung haben mit der Heidenmission.

Aber es erhebt ſich hier noch ein praktiſches Bedenken, das wir ſelbst ernster nehmen eben darum, weil wir ſchon mehrfach aufs jähſte mit ihm zusammengeſtoßen ſind. Wir habens bereits früher angetönt. Man sagt: Wozu denn Völker aus ihrer geiſtigen Ruhe auſſchrecken, die vielleicht gar kein Verlangen haben nach einer anderen religiöſen Welt? Wozu eine christliche Sittlichkeit hineinragen in Länder, die in ihrer Art abgeschloſſen von jedem europäiſchen Einfluß eine mehr

oder minder hohe Sittlichkeit hervorgebracht haben? Dabei denkt man in erster Linie an die Chinesen, aber auch Seumes „Wilde“ spucken mehr als billig in den Köpfen. Wir selbst haben uns vor einigen Jahren lange umtreiben lassen durch die Bemerkung eines jungen Naturforschers, der uns berichtete, er habe die Beobachtung gemacht, daß der javanische Dajake ein grundehrlicher Mensch sei und das Lügen erst vom Europäer lerne. Sehr stark in diesem Kapitel der Idealisierung heidnischen Gefühlslebens ist auch der mehrfach zitierte Dekker gewesen, dessen Verdienste um die Eingeborenen von holländisch Indien niemand bestreiten wird. Das Höchste ist geleistet worden in der Verherrlichung des Buddhismus und des chinesischen Volkslebens. Wir haben den Eindruck, das hier die Aufklärung bitter not tut. Wir erleben hier Nehnliches, was unsere Väter vor 150 Jahren. Eine von Kultur übersättigte menschliche Gesellschaft schlägt jählings um in die Verherrlichung der lieben Unschuld derer, die von sittlicher und technischer und ästhetischer Kultur nie etwas gewußt, oder auch in die Lobpreisung einer Kultur, die weit, weit abliegt von unserem eigenen alltäglichen Weg.

Nun aber müssen sich alle diese Lober vor allem Eines sagen lassen. Es gibt eben zur Stunde kaum mehr ein Volk, das vollständig abgeschlossen lebt von unserer europäischen Kultur und unserem gesellschaftlichen Treiben. Jedenfalls vermindert sich von Minute zu Minute die Möglichkeit eines solchen abgeschlossenen Daseins. Es handelt sich also nicht mehr um das allein, wie jene Völker denken und sich wohl fühlen, sondern wie ihre geistige und sittliche Verfassung sich da bewährt, wo sie zusammenstößt mit europäischem Denken und unsern Sitten und Unsitzen. Man lasse sich erzählen, was in Hongkong, Singapore, Batavia geschieht. Wie viel Ungezählte, wie man sagt „fromme“ Heidentisten, hier vollkommen wehrlos versinken in dem Strudel des Zusammenflusses von europäischem und heidnischem Wesen und Unwesen. Gesezt, ihre Idealisierung des Heidentums sei wahr, so ist sie nur ein Beweis mehr, wie ungeheuer unsere Verantwortung ist, wo wir nicht neben dem europäischen Kaufmann den Missionar und die Diaconissin gehen lassen.

Aber sie ist eben nicht wahr, diese Idealisierung. Sie gehört zu den allerpopulärsten Irrtümern, die in der gegenwärtigen Zeit unter uns umgehen. Wir können die Missionare nicht ganz freisprechen von der Schuld daran. Sie haben zeitweilig soviel und so ohne psychologisches Verständnis immer nur vom finstern Heidentum und von den Greueln der Abgötterei geredet, daß ja der Rückschlag sich einstellen mußte. Aber der Rückschlag hat sich selbst überschlagen und ist zur Karikatur geworden. Wir aber kehren zurück zum Missionar, der seinerseits auch etwas gelernt hat in der Zwischenzeit, und lassen uns von ihm, im Grunde doch dem einzigen Kenner, erzählen, wie in Wirklichkeit steht mit diesem gepriesenen Buddhismus und Chinesentum und mit der frommen Einfalt der Halb- und Ganzwilden auf

Sumatra, im Innern Afrikas und bis an die Enden, wo auch heute noch kein Europäerfuß hingedrungen ist. Und dann hört alle törichte Schwärzmerei auf, aber es wird heiß in unserem Innern vor Scham, daß man solchen Dingen aus der Ferne kühl zuschauen kann ohne die Bitte: Ach Herr, gieb, daß wir unsere Pflicht erkennen, ehe es zu spät ist!

B. Hartmann.

(Schluß folgt.)

Nach der Schöpfung.

Als Gott der Herr die weite Welt erschuf
Durch seiner Schaffenskraft allmächt'gen Ruf,

Da lag die Erde nach dem sechsten Tage
In reicher Schönheit, ohne Dual und Frage.

Doch als die Nacht entstieg dem Meeresstrand,
Da zog ein Schauer durch das weite Land.

„Nun, da die Welt vollkommen, bleibt die Nacht?
Hat auch der Mensch kein ew'ges Licht gebracht?

Und ist sie ihrer Mutter einz'ges Kind?
Hat sie nicht Brüder, die noch finstrer sind?“

Gott aber ging im Winde durch die Flur,
Und sprach das Baterwort zu der Natur:

„Ich habe Licht und Finsternis geschieden.
Durch Nacht zum Tage. Geht und ruht im Frieden.“

Gottfried Bohnenblust.

Mut.

Ist es tapfer, auf den weiten windgewölbten Wellenwassern
Seines eignen Willenskahnes Wesenswunsch für nichts zu achten,
Ohne Grollen, ohne Wollen, ohne Weh und ohne Wanken
In den alten Grund zu gleiten?
Ist es alles, nichts zu hoffen?

Nein, solang das Morgenleuchten jeden Tag im Meer sich malet,
Nein, solang vom Nachbarnachen andre Wellenwanderer winken,
Nein, solang die eignen Ziele unsrer hehrsten Herzenstiefen
Unerreicht, doch fern erßpähbar,
Ist uns Mut das troz'ge Fahren.

Gottfried Bohnenblust.